

2 FALLSTUDIE: Jugendpastorales Zentrum »Trinity« (Bochum)

Das Jugendpastorale Zentrum »Trinity« wurde 2009 in der Pfarrei Liebfrauen in Bochum gegründet und ist in der Kirche St. Ludgerus beheimatet. Die Kirche wurde 1957 im architektonischen Zelt-Typus erbaut (Abb. 1). Dort finden – neben regulären Sonntagsgottesdiensten – einmal im Monat Trinity-Jugendmessen statt. Daneben organisiert die Initiative auch weitere Aktionen wie Freizeitaktivitäten oder Veranstaltungen in der Kirche.¹ Diese erste Fallstudie öffnet mit illustrierender Absicht das empirische Feld und greift einige der in der Einleitung formulierten Fragen und Forschungsperspektiven anhand eigens erhobener Daten (Interviews, textliche Primärquellen, Fotos) auf. Es geht hier noch nicht um die Konstruktion und Analyse einer idealtypischen Situation, sondern lediglich darum, die Relevanz der oben umrissenen Forschungsperspektiven zu verdeutlichen und einen thematischen Einstieg zu finden. Von dieser aktuellen Fallstudie aus wird im folgenden Kapitel der Blick für die historischen Hintergründe und Kontexte katholischer Initiativen geöffnet.

Die Gründung des Trinity war unter anderem beeinflusst vom Prozess der Umstrukturierung und Neuordnung der Gemeinden im Bistum Essen Mitte der 2000er Jahren, als mehr als 200 Pfarreien in etwas mehr als 40 Großpfarreien zusammengeführt wurden. In den neuen Pfarreien sollten Jugendpastorale Zentren gegründet werden, um das jugendpastorale Angebot beizubehalten und neu organisieren zu können. Mitverantwortlich für die Gründung des Trinity war ein Pfarrer, der zuvor die Jugendkirche TABGHA in Oberhausen geleitet hatte, eine der ersten Jugendkirchen in Deutschland (z. B. Minten und Wolharn 2003; Stams 2008). Der in den Prozess involvierte Jugendseelsorger war im Rahmen seiner Priesterausbildung mit dem so genannten CrossingOver-Projekt in den USA (zu diesem Projekt siehe Fußnote 7, S. 117): Dies umfasst unter anderem den Besuch in einer Partnergemeinde in den USA während der Priesterausbildung. Es geht darum, die katholische Kirche in den USA kennenzulernen und Inspirationen für die Arbeit in Deutschland zu erhalten.

¹ Auf diese Initiative wurde ich durch den sehr aufschlussreichen, unveröffentlichten Forschungsbericht eines Studierenden aufmerksam gemacht (Brodersen 2017).

Seit 2010 ist dieses Format für alle Priesteramtskandidaten in den Bistümern Essen und Münster ein Teil ihrer Ausbildung.

Abb. 1: Das jugendpastorale Zentrum »Trinity« in der St.-Ludgerus-Kirche (Pfarrei Liebfrauen), Bochum



© M. Radermacher 2019

In einem Bericht, der 2010 auf der Internetseite des Trinity erschien und Eindrücke einer Reisegruppe zusammenfasst, heißt es beispielsweise, dass »junge Erwachsene in den Staaten ein viel wesentlicherer Bestandteil der Gemeinden« seien als in Deutschland (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010). Die Orientierung an den »Wünsche[n], Bedürfnisse[n] und Erwartungen der Gemeindemitglieder« sei ein mutiger und angesichts der »vollen Kirchenbänke« lohnender Weg (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010). Der Bericht bezieht sich ausdrücklich auf die Erfahrungen in den

römisch-katholischen Kirchen St. Clement und Old St. Patrick in Chicago und nicht auf die evangelikalen Mega-Kirchen. Dennoch ist davon auszugehen, dass diese katholischen Kirchen ihr Angebot unter anderem auch in Positionierung zu den evangelikalen Formaten entwickeln.² So kommt der Bericht zu dem Schluss, dass die »US-amerikanische Kirche [...]« deutlich flexibler auf die Herausforderungen der Moderne« antworten könne (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010).

Als »Jugendpastorales Zentrum« unterscheidet sich die Initiative von den Jugendkirchen, insofern sie eine Pfarrei-interne Einrichtung ist, die vollständig von der Pfarrei Liebfrauen getragen wird und dabei auf ehrenamtliches Engagement angewiesen ist. Die Jugendkirchen dagegen sind Einrichtungen des Bistums und häufig auch personell besser ausgestattet. Nach Auskunft der Gesprächspartner steht das Jugendpastorale Zentrum damit zwischen den katholischen Jugendverbänden und den Jugendkirchen. Es gehe darum, neben der herkömmlichen Arbeit der Pfarreien Angebote mit Schwerpunkt »Spiritualität für Jugendliche« zu schaffen (Interview Trinity, Abs. 41).

Im Zuge der weiteren Umstrukturierungen, die als »Pfarreientwicklungsprozess« seit 2015 im Bistum Essen stattfinden, hat sich gezeigt, dass die Kirche St. Ludgerus mit großer Wahrscheinlichkeit zwischen 2025 und 2030 abgerissen wird. Daher hat die Gemeinde einen Planungsprozess begonnen, um für das Trinity einen neuen Raum zu finden. Ein 2019 verabschiedetes Papier mit dem Titel »Pfarreientwicklungsprozess – Teilziel: Jugendpastorale Anforderungen Trinity Bochum« notiert verschiedene Anforderungen an einen solchen Raum: Er »soll als würdiger Gottesdienstort erkennbar sein«, mit professioneller Technik ausgestattet sein, eine »offene, moderne, freundliche Ausstrahlung« haben und »eine ›spirituelle Gemütlichkeit‹ ausstrahlen« (Trinity 2019, 3–4).³ Das Papier betont auch, dass die St. Ludgerus-Kirche im Grunde der ideale Standort für das Trinity sei.

Dieses Raumkonzept soll vor allem »kirchenferne« Jugendliche und junge Erwachsene ansprechen (Trinity 2019, 3). Auch im Interview mit Organisator:innen der Initiative wurde diese Zielgruppe betont (Interview Trinity, Abs. 118, 154–156). Während die Jugendmessen immer auch von »normalen« ortsansässigen Gemeindemitgliedern besucht werden, richtet die Initiative sich bewusst an jene, die sagen »Wir möchten ein anderes Angebot haben als den klassischen Sonntagsmorgen-

2 Der bereits zitierte unveröffentlichte Forschungsbericht von Brodersen (2017) deutet zudem an, dass es auch im Trinity charismatische Tendenzen gebe, beispielsweise hinsichtlich der gewählten (Worship-)Musik oder der alltagsnahen Bibelauslegung.

3 Vor ähnlichen Herausforderungen stehen auch andere Initiativen, beispielsweise die Jugendkirche effata[!] in Münster (Westfalen): In einem Konzeptpapier von 2013 heißt es, der Kirchenraum als »Resonanzraum Gottes« solle den Jugendlichen »zur persönlichen Aneignung frei gegeben« werden und dabei so gestaltet werden, dass »er als Sakralraum erfahrbar bleibt« (effata[!] 2013, 1).

gottesdienst« (Interview Trinity, Abs. 162).⁴ Bei der Entwicklung des Konzeptes für das Trinity ging es darum, sich »abzusetzen [...] von dem, was man klassisch kennt« (Interview Trinity, Abs. 68) und einen »niedrigschwelligen Einstieg« für Jugendliche zu ermöglichen (Interview Trinity, Abs. 68). Dem bereits zitierte Papier zum Pfarreientwicklungsprozess zufolge soll das Trinity sich »bewusst von bereits bestehenden Angeboten der Pfarrei abheben und ›anders sein‹ – ohne jedoch als Konkurrenz zu bestehenden Angeboten in der Jugendarbeit aufzutreten (Trinity 2019, 2–3).

Mit diesen Beobachtungen zum Trinity sind bereits einige zentrale Themen angerissen, die für dieses Buch relevant sind: Zum einen die deutliche Abgrenzung der Initiative zum ›normalen‹ katholischen Gottesdienst – wobei noch offen bleibt, was genau darunter verstanden wird und wo Defizite identifiziert werden – und zum anderen die Inspirationen aus dem US-amerikanischen Raum, wobei es sich hier noch überwiegend um die katholische Landschaft in den USA handelt.

Ausgehend von diesen Beobachtungen können auch Vermutungen hinsichtlich der übergeordneten Fragestellung dieses Buches angestellt werden: Wie werden die genannten Ziele – die Abgrenzung vom ›klassischen‹ Gottesdienst, der niedrigschwellige Einstieg für Jugendliche, Inspiration aus US-amerikanischen Kontexten – *atmosphärisch* realisiert?

Ein erster Anhaltspunkt, der von den Gesprächspartnern ausdrücklich thematisiert wird, ist das Stichwort »spirituelle Gemütlichkeit«. Um bewusst »was Anderes« für die genannte Zielgruppe anzubieten, soll eine »spirituelle Gemütlichkeit« erzeugt werden, in der man sich »wirklich wohlfühlen« kann; ein Raum, in dem keine »erschlagende Atmosphäre« herrscht, sondern eine »Wohlfühlatmosphäre« (Interview Trinity, Abs. 68).

Des Weiteren soll – auch das mag auf das Vorbild katholischer Gemeinden in den USA zurückführen sein – der Gottesdienst alltagsrelevante Themen aufgreifen. Im Bericht zum Pfarreientwicklungsplan heißt es dazu: »Das Trinity möchte den Alltag bereichern und Wege aufzeigen den Glauben im Alltag zu integrieren« (Trinity 2019, 3). Dahinter steht unausgesprochen der Verdacht, dass die traditionellen katholischen Formate und Inhalte gerade für Jugendliche keine Anschlussfähigkeit im Alltag haben. Diese Anschlussfähigkeit wird aber in den US-amerikanischen, katholischen Gemeinden beobachtet, wie der bereits zitierte Erfahrungsbericht von der Reise im Jahr 2010 notiert:

»Wenn die Gottesdienste schlecht besucht sind und nur wenige am Gemeindeleben teilnehmen, gefällt den Gläubigen das Angebot offensichtlich nicht. [...] Darum werden verschiedene Programme für junge Erwachsene angeboten und

4 Die Gesprächspartner betonen: »Wir sind ja hier, weil wir was anderes haben wollen; sonst könnten wir auch einfach sonntags in unsere normale Gemeindemesse gehen« (Interview Trinity, Abs. 250).

viel Wert auf eine ansprechende und innovative Gestaltung der Gottesdienste gelegt. Die vollen Kirchenbänke in den Gemeinden, die wir besucht haben, sprechen dafür, dass es sich lohnt, mutig zu sein und Neues auszuprobieren und auch auf die Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen der Gemeindemitglieder einzugehen« (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010).

Die Anschlussfähigkeit für den Alltag und das atmosphärische »Anders-Sein« äußern sich in der Gestaltung des Kirchenraums der St. Ludgerus-Kirche (Abb. 2). So wird im Interview ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die alten Kirchenbänke sowie die Kommunionbänke vor dem Altar und »alles, was man so klassisch irgendwie kennt« entfernt und – im Falle der Bänke – durch Stühle ersetzt wurde (Interview Trinity, Abs. 49–51). Außerdem wurde ein neuer Kreuzweg gestaltet, der von seiner Darstellung her »nichts mit einem klassischen Kreuzweg zu tun« hat (Interview Trinity, Abs. 122). Der Tabernakel wurde von seiner zentralen Position hinter dem Altar in eine seitliche Nische verlegt, um besser ins räumliche Gesamtkonzept zu passen (Interview Trinity, Abs. 55). Im Hinblick auf die »Wohlfühlatmosphäre« wird auch betont, dass man mit den im Kirchenraum verwendeten Materialien »auch so sein Wohnzimmer gestalten« könne (Interview Trinity, Abs. 106). Pointiert zusammengefasst: Der Kirchenraum soll möglichst nicht wie ein klassischer Kirchenraum aussehen, aber dennoch als »würdiger Gottesdienstort erkennbar sein« (Trinity 2019, 3).

Abb. 2: Innenraum des »Trinity«



© M. Radermacher 2019

Um dieses erkennbar andere Angebot speziell für Jugendliche zu gestalten, haben die Verantwortlichen bereits in der Gründungsphase versucht, den Kirchenraum so zu gestalten, dass Jugendliche, die zum ersten Mal kommen, »das Gefühl haben: ›Okay, ich kann hier reingehen und muss nicht irgendwie aufpassen, was ich irgendwie anfasse oder so.‹ Wie man das so im Museum schon mal hat« (Interview Trinity, Abs. 68). Indirekt wird damit die übliche katholische Liturgie als potenziell abschreckend für kirchenferne Jugendliche charakterisiert; ihr wird eine »erschlagende Atmosphäre« attestiert (Interview Trinity, Abs. 68, 101). Im Verlauf des Gesprächs wird ausgeführt, dass die klassischen Kirchenräume eine Ehrfurcht verlangen, die man im Trinity ablegen will, um bei den Besucher:innen die Einstellung zu ermöglichen: »Ich benehme mich natürlich wie ein Gast, aber ich hab keine Angst, dahin zu gehen« (Interview Trinity, Abs. 118).

Das Trinity versteht sich damit nicht als Kritik an den klassischen liturgischen Formaten der katholischen Kirche im Bistum Essen. Es wird ausdrücklich von den zuständigen Gremien der Pfarrei unterstützt und als das »erfolgreichste Projekt der Pfarrei« beschrieben (Interview Trinity, Abs. 187, 269). Der Prozess der Konzeptentwicklung für das Trinity, insbesondere die Umgestaltung des Kirchenraumes wurde seitens der Pfarrei und von Fachleuten wie Herbert Fendrich, über viele Jahre Beauftragter für Kirche und Kunst im Bistum Essen, begleitet und beraten. Die »herkömmliche Liturgie« der römisch-katholischen Kirche bleibt das »Grundgerüst« (Interview Trinity, Abs. 205) – siehe hierzu die ausführliche Sequenzanalyse weiter unten. Sie wird aber, wo es möglich ist, mit innovativen Aktionen berei-

chert.⁵ Das betrifft beispielsweise die Fürbitten oder die Predigt, aber auch den Umstand, dass der Priester nicht vorne am Altar sitzt, sondern unter den Gästen und sich auch zwischen den Stuhlreihen bewegt (Interview Trinity, Abs. 219).

Auch der Musik wird für die Umsetzung der genannten atmosphärischen Ziele ein hoher Stellenwert beigemessen. Zunächst soll die Musik technisch professionell sein (Interview Trinity, Abs. 123); die Ausstattung ist hochwertig und liegt »sehr erheblich über dem Durchschnitt« im Vergleich zu anderen Kirchen (Interview Trinity, Abs. 122). Sowohl für Live-Musik als auch für eingespielte Musik ist diese Anlage gut geeignet (Interview Trinity, Abs. 123). Auch die Band ist »semi-professionell« und »musikalisch sehr gut aufgestellt« (Interview Trinity, Abs. 132).

Angesprochen auf mögliche Inspirationen aus den USA erläutern die Gesprächspartner im Interview insbesondere die Studienreise des Mitbegründers der Jugendkirche. Im bereits zitierten Bericht über diese Reise heißt es dazu:

»Unglaublich für uns zu erleben: knapp 250 Jugendliche und junge Erwachsene feiern in St. Clement in Chicago jede Woche gemeinsam Eucharistie. Ein tolles Erlebnis für uns – ein einzigartiges Gefühl von Gemeinschaft und gelebtem Glauben. Auch so sind junge Erwachsene in den Staaten ein viel wesentlicherer Bestandteil der Gemeinden, kaum vergleichbar mit unserem Gemeindeleben hier« (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010).

Eine wichtige Inspiration, so berichten die Organisator:innen im Interview, sei gewesen, katholische Gemeinden in den USA zu sehen, »in denen Leben herrscht« und die »aufblühen«, weil sie Identifikationspotenziale anbieten und viel Wert auf Gastfreundschaft legen. Daher wurde auch der Begrüßungsdienst als konkrete Maßnahme für Gastfreundschaft im Trinity eingeführt (Interview Trinity, Abs. 202). Der Reisebericht schließt, dass die Kirche in den USA, »flexibler auf die Herausforderungen der Moderne zu antworten [scheint] und die Menschen und ihr Leben zeitgemäß mit der frohen Botschaft in Berührung« bringen kann (Katholische Pfarr- und Kirchengemeinde Liebfrauen Bochum 2010).

Man orientiert sich aber nicht nur bei Kirchen in den USA, sondern auch bei anderen Jugendinitiativen in der Region. Für die Gründungsphase waren das die schon angesprochene Jugendkirche TABGHA in Oberhausen (Interview Trinity, Abs. 41, 185), aber auch das Jugendpastorale Zentrum »Lichtblick« der Nachbar-Pfarrei St. Franziskus (Interview Trinity, Abs. 47), das »Gleis X«, eine Jugendkirche des Bistums Essen in Gelsenkirchen (Interview Trinity, Abs. 93), die Jugendkirche »Mary's«

5 Interessanterweise war Veni! – eine Initiative, die in Kapitel 6 ausführlich behandelt wird – einmal zu Gast im Trinity. Das Format wurde in Bochum als »spannend« wahrgenommen, aber als »völlig visionär«, »abgefahren« und weit entfernt vom »klassischen Messablauf« (Interview Trinity, Abs. 206–209) – obwohl auch die Organisatoren von Veni! betonen, ausschließlich im Rahmen der vorgegebenen Liturgie zu arbeiten.

in Greven bei Münster (Interview Trinity, Abs. 227) oder das Jugendhaus St. Altfried in Essen. Hier wird deutlich, dass es eine gegenseitige Wahrnehmung der jungen Initiativen in der Region, wenn auch keine organisierte Vernetzung gibt.

Für die Atmosphäre in den Veranstaltungen des Trinity ist die schon angesprochene »spirituelle Gemütlichkeit« oder »Wohlfühlatmosphäre« ausschlaggebend. Dies basiert seitens der Organisator:innen auf der Annahme, dass man bewusst »etwas Anderes« anbieten muss als die übliche Sonntagsliturgie (Interview Trinity, Abs. 68). Diese »spirituelle Gemütlichkeit« sei jedoch auf räumliche Voraussetzungen angewiesen und könne gerade in der St. Ludgerus-Kirche mit ihrem offenen Innenraum ohne Säulen besonders gut umgesetzt werden. Der stark zurückgenommene Kirchenraum wird damit zur Ermöglichungsbedingungen für das atmosphärische Konzept des Trinity (Interview Trinity, Abs. 70). Architektonisch hat aus Sicht der Interviewpartner der Kirchenraum (erbaut 1957) das Zweite Vatikanische Konzil und die dadurch angestoßene Liturgiereform (siehe Kapitel 5.1) bereits vorweg genommen durch den Platz der Altarinsel inmitten der Gemeinde (Interview Trinity, Abs. 82).

Durch diese Faktoren soll eine Atmosphäre geschaffen werden, die in Abgrenzung zum ›normalen Sonntagsgottesdienst‹ einladend ist und keine Angst auslöst (Interview Trinity, Abs. 109, 118); es soll »keine Berührungsängste mit dem Kirchenraum« geben (Interview Trinity, Abs. 117). Dabei soll die Kirche ein »spiritueller Ort« bleiben (Interview Trinity, Abs. 87). Einer der Gesprächspartner äußert seine eigene Wahrnehmung des Kirchenraums als »nicht zu dominant« – ein Raum, in dem man »spirituell [...] frei sein« kann (Interview Trinity, Abs. 101).

Dieser Anspruch – Niedrigschwelligkeit und zugleich Spiritualität – wird, so meine Deutung, durch die Verantwortlichen vor allem atmosphärisch realisiert. Zunächst formulieren die Gesprächspartner die (weit verbreitete) Annahme, dass Kirchenräume wie der Kölner Dom ›von sich aus‹ eine ›unglaubliche Wirkung‹ haben; eine Wirkung, die jedem Kirchenraum innewohnt und von jedem wahrgenommen wird, ›egal, ob er mit Kirche was zu tun hat oder nicht‹ (Interview Trinity, Abs. 68). Diese basale Wirkung wird auch dem Kirchenraum des Trinity zugeschrieben. Dazu kommt die bewusste Gestaltung, vor allem durch den gezielten Einsatz von Licht (Interview Trinity, Abs. 61, 67), durch das je nach Bedarf ›kleine Räume‹ im Kirchenraum geschaffen werden können (Interview Trinity, Abs. 123). Aber auch die Gestaltung der Liturgie mit Aktionen trägt, so die Interviewpartner, zur Atmosphäre der Trinity-Gottesdienste bei (Interview Trinity, Abs. 109). Schließlich sei auch der Einsatz der professionellen Musik-Anlage entscheidend für die gute Atmosphäre der Veranstaltungen und ein Unterscheidungsmerkmal zu anderen kirchlichen Veranstaltungen (Interview Trinity, Abs. 122).

Nach dieser einleitenden Darstellung der Initiative »Trinity« folgen hier die Ergebnisse der sequenzanalytischen Untersuchung einer ausgewählten Passage aus dem bereits mehrfach zitierten Interview mit Verantwortlichen, womit es sich um einen Ausschnitt aus dem Produktionsdiskurs handelt. Damit wird zum einen die Fragestellung dieses Buches im Detail mit Blick auf das Trinity untersucht, zum anderen soll auch gezeigt werden, wie das methodische Vorgehen der Sequenzanalyse aussieht, das im Verlauf des Buches noch mehrfach und auch für fotografische Protokolle zum Einsatz kommt. Es handelt sich um die folgende Passage:

Ähm, ich würd sagen, ja und nein. Also .ja – ich sag mal der Grund-, Grundgerüst, ähm, ist die Liturgie der römisch-katholischen Kirche.//ja//und trotzdem, wir treffen uns hier zur Gottesdienstvorbereitung – wir haben ja einmal im Monat Jugendmesse und damit verbunden ist auch immer ein Gottesdiensttreffen. Und da stellt sich dann immer auch die Frage: Wie können wir bestimmte Elemente anders gestalten? Ähm, es gibt durchaus auch ein ‚paar Elemente, die sind anders als in der, in der – ich nenn das jetzt mal herkömmlichen –. Liturgie, aber, ähm, (3) ich glaube auch, dass durch die Elemente, also, dass durch, durch, durch die Elemente, die wir hier anders machen, das auch noch mal eine, eine andere Akzentuierung gibt. Also, =n klassischen Beispiel sind die ‚Fürbitten. Die Fürbitten, die man häufig aus den Gemeinden so kennt, dass dann jemand nach ‚vorne geht//ja//und, äh, einen ‚Text einfach abliest, »Guter Gott, wir bitten dich, erhöre uns.« ((veränderte, tiefere Stimme))//mhm//und dergleichen. Da-damit wird hier ‚auch schon, damit wird hier viel .gespielt.//mhm//Das kann es ‚auch schon mal geben (Interview Trinity, Abs. 205).

Die sequenzanalytische Untersuchung dieser Passage aus einem Interview-Transkript, das heißt aus einem künstlichen Protokoll,⁶ lenkt den Blick auf Strukturen, die die Sprecher:innen selbst nicht ausdrücklich thematisieren, die aber dazu beitragen, dass das Protokoll, so wie es ist, als sozialer Sachverhalt – nämlich als textlich konserviertes Gespräch – entstehen konnte. Die Methode der Sequenzanalyse interessiert sich nicht für vermeintlich ‚unbewusste‘ psychische Inhalte und sie versucht auch nicht zu ergründen, was Sprecher:innen ‚eigentlich‘ gemeint haben könnten (mehr zur Methode in Kapitel 9).

Die Sprecher:innen als konkrete Personen mit je eigenen Biografien und Intentionen sind für die Untersuchung des Protokolls überwiegend irrelevant. Dieser Umstand ist in den Prämissen der Methode begründet, die davon ausgeht, dass soziale Sachverhalte, wie beispielsweise eine verbale Interaktion, nicht nur aus

6 Natürliche Protokolle sind solche Daten, die ohne aktives Zutun der Forschenden im Feld bereits vorhanden sind (wie Textdokumente, Internetseiten, veröffentlichte Bilder etc.). Künstliche Protokolle hingegen werden von Forschenden im Forschungsprozess aktiv hergestellt (wie Interviews und Beobachtungsprotokolle). Zur Methode siehe Kapitel 9.

bewussten oder unbewussten Intentionen der beteiligten Menschen heraus erklärt werden können, sondern auch – und zwar wesentlich – aus impliziten soziokulturellen Strukturen, die nicht im Ermessen einzelner Menschen liegen. Daher haben die Ergebnisse der Analyse – so überraschend das klingen mag – höchstens am Rande mit den sprechenden Personen zu tun. Stattdessen liefern sie Hypothesen in Bezug auf die Struktur des untersuchten sozialen Falls, hier: junge katholische Initiativen und ihre atmosphärische Positionierung gegenüber der katholischen Amtskirche.

Für diese Untersuchung wurde vorab eine bestimmte Passage aus einem längeren Interview ausgewählt und dann in einer mehrstündigen Analyse von einer Gruppe untersucht, die die Regeln und Prämissen der Sequenzanalyse kennt und zudem mit den alltagsweltlichen Zusammenhängen vertraut ist, aus denen das Protokoll stammt.⁷ Dass es sich hier nur um eine kurze Passage aus einem längeren Gespräch handelt, mag die Kritik auf den Plan rufen, dass bestimmte Aussagen aus ihrem Zusammenhang gerissen und daher verzerrt oder falsch analysiert werden. Dieser Gefahr begegnet die Analyse, indem die Ergebnisse vor dem Hintergrund des gesamten Interviews sowie weiterer Daten betrachtet und entsprechend validiert oder verworfen werden. Ich fasse hier nur die zentralen Hypothesen zusammen, die sich aus der Sequenzanalyse ergeben, und erörtere nicht den Ablauf der Analyse oder den Prozess der Entwicklung jener Hypothesen.

Im Protokoll fällt zu Beginn der Begriff »Grundgerüst«: Das kann, in gedankenexperimenteller Kontextvariation, eine »Grundlage«, eine »Basis«, ein »Modell« oder eine »Grundidee« sein. Ein Grundgerüst ist eine tragende Struktur, die – wenn man auf den Aspekt des »Gerüsts« schaut – wieder entfernt werden kann, sobald das, was mit ihrer Hilfe errichtet wurde, fertiggestellt ist. Im Gegensatz zu diesem Begriff stünden Worte wie »Grundpfeiler« oder »Fundament«, die eben nicht wieder entfernt werden können, sobald ein Bauwerk steht. Ein Grundgerüst ermöglicht das Entstehen einer sichtbaren Struktur, ist aber selbst nicht der Zweck des Bauvorhabens; es wird nach Fertigstellung des Werkes entfernt oder bleibt im Inneren verborgen. Ein Grundgerüst besteht aus immer gleichen Elementen, ermöglicht aber das Entstehen oder aktive Errichten von immer anderen Formen.

Wenn die Liturgie der römisch-katholischen Kirche hier ein »Grundgerüst« ist, dann kann man vermuten, dass es um etwas anderes geht, für das die Liturgie eine wesentliche Ermöglichungsbedingungen ist, ohne selbst im Mittelpunkt zu stehen. Die Liturgie der römisch-katholischen Kirche könnte in gedankenexperimenteller Kontextvariation beispielsweise auch als »jahrhundertealtes Bauwerk« oder als »unersetzliches Fundament« der Kirche bezeichnet werden, was ganz andere kommunikative Anschlüsse ermöglichen würde.

⁷ Ich danke Anna Kira Hippert und Dunja Sharbat Dar für die gemeinsame Analyse im Juli 2020.

Von diesen Überlegungen ausgehend kann die Hypothese formuliert werden, dass das explizit verhandelte Thema auf einer grundsätzlichen, aber hier impliziten Spannung basiert: Einerseits soll etwas – nämlich das, was mit Hilfe des Grundgerüsts entwickelt wird – zur Liturgie der römisch-katholischen Kirche dazu gezählt werden, andererseits soll es etwas anderes oder darüber Hinausgehendes sein. Die Liturgie der römisch-katholischen Kirche (die das Protokoll als bekannt voraussetzt und nicht weiter thematisiert) muss scheinbar in einen neuen Zusammenhang gebracht werden, ähnlich wie man es aus der Mission in Geschichte und Gegenwart kennt. Dafür wird einiger Aufwand betrieben: Man trifft sich jedes Mal aufs Neue zur Vorbereitung einer Jugendmesse. Die Jugendmesse ist damit analog zum missionarischen Zusammenhang: Sie bereitet in einer für den jugendlichen Kontext geeigneten Form das neu auf, was sich als »Grundgerüst« zwar bewahrt hat, aber in genau dieser Form nicht anwendbar ist.

Wenn man alltagssprachlich über die »römisch-katholische Kirche« spricht, dann ist in der Regel nicht erwartbar, dass unmittelbar über die »Jugend« der Kirche gesprochen wird; es sei denn, um ein problematisches Verhältnis zwischen »Jugend« und »katholischer Kirche« zu thematisieren, zum Beispiel, weil die aktiven Kirchgänger:innen immer älter werden und die Zahlen der Firmlinge immer niedriger.⁸ Die bereits implizit themisierte grundsätzliche Spannung wird also im Begriff »Jugendmesse« reproduziert und spezifiziert: Es geht um eine Vermittlung zwischen »Kirche« und »Jugend«, eine Vermittlung zwischen »traditioneller Liturgie« (Grundgerüst) und neuen Formen.

Über das Verhältnis zwischen »Grundgerüst« und »Jugendmesse« wird dann ausgeführt, dass letztere »anders« sei. Das »anders« wird aber nicht unmittelbar, wie bei abrufbarem Rezeptwissen oder routinisierten Expertenaussagen, erläutert. Dies erlaubt die Hypothese, dass die Routine und Tradition der katholischen Liturgie im Zusammenhang des untersuchten Falls mit einem Problem konfrontiert wird: Wie kann sie als Grundgerüst fungieren und dennoch Abläufe ermöglichen, die anders sind als das Grundgerüst?

Hier wird nun auf »Elemente« verwiesen. Der Begriff bezieht sich in alltags-sprachlichen Zusammenhängen auf Teile von etwas Ganzem, hier auf Teile der Liturgie, die nicht allein stehen, sondern verbunden sind; sie sind Elemente nur, weil und wenn sie mit anderen Elementen verbunden sind. Wenn das Protokoll über »bestimmte Elemente« spricht, wird damit gleichzeitig eine Bestimmung und eine Nicht-Bestimmung vorgenommen, was erneut darauf hinweist, dass dieses Thema im Protokoll nicht als einfaches Thema besprochen wird. Dem Protokoll liegt dann

8 Dieser Umstand wird auch in der theologischen Literatur vielfach thematisiert, so von Norbert Weidinger, der bereits Anfang der 1980er Jahre unter Bezug auf A. Exeler der Befürchtung Ausdruck verleiht, dass die Kirche ihre »Jugend verlieren« könnte, wenn sie »bleibt, wie sie ist« (Weidinger 1982, 15; ähnlich auch Höring 2000, 13).

eine Struktur zugrunde, in der es um ein Spannungsverhältnis zwischen vorgegebenen Strukturen und ihrer Änderung durch die Änderung von Elementen geht – und zwar so, dass die vorgegebene Struktur immer noch als Grundgerüst erhalten bleibt.

Das Protokoll thematisiert nun ausdrücklich den Verweis auf die »herkömmliche« Liturgie, was aber auf eine Weise eingeleitet wird, die signalisiert, dass es möglicherweise einen besseren Ausdruck gebe, der entweder gerade nicht bekannt oder angebracht ist oder dass der folgende Begriff (»herkömmliche Liturgie«) zwar nicht ganz zutreffend, aber für diesen Zusammenhang ausreichend ist. Das Problem, das hier implizit bleibt, ist der Umstand, dass eine »herkömmliche Liturgie« kaum zu finden und zu definieren ist. Die römisch-katholische Liturgie ist, wie alle religiösen Kodifizierungen, immer in Veränderung begriffen, auch wenn sie sich als kodifiziertes Regularium versteht. Was heute als »herkömmlich« betrachtet wird, ist kirchengeschichtlich eine relativ neue, mit den durch das Zweite Vatikanum angestoßenen liturgischen Reformen verbundene Entwicklung (z. B. Haunerland 2013).

Die Formulierung »herkömmliche Liturgie« erlaubt aber erneut die Vermutung, dass es einen wahrgenommenen Widerspruch gibt zwischen der üblichen Form der Liturgie und der in dieser Jugendinitiative praktizierten Form der Liturgie. »Herkömmlich« meint im alltagssprachlichen Sinne nicht ausschließlich die regulierten, vorgeschriebenen oder gesetzlichen Formen, sondern das, was gewohnheitsmäßig überliefert ist. Dies ist insofern relevant, als auch die hier als »anders« beschriebene Jugendmesse sich innerhalb der offiziellen Regularien der römisch-katholischen Kirche verortet. Abweichungen von der herkömmlichen Form können bzw. müssen somit immer noch regelkonform sein, was erneut auf das bereits thematisierte Spannungsverhältnis verweist.

Ohne dass es in der untersuchten Passage explizit thematisiert wird, ist die Liturgie als vermeintlich festes Ganzes beschrieben und die Jugendmesse als eine Variante, die die römisch-katholische Liturgie als »Grundgerüst« verwendet, ohne davon signifikant abzuweichen. Sie will ganz anders und trotzdem ganz katholisch sein. Das latente Bezugsproblem des Protokolls ist damit die Frage, wie man Elemente der herkömmlichen Liturgie verändern kann.

Die Änderungen werden dann auch nicht explizit als Änderungen beschrieben, sondern als »Akzentuierungen«. Das Wort »Akzentuierung« verweist darauf, dass man eine Betonung ändern kann, ohne etwas Grundsätzliches zu ändern. Akzente können individuell gesetzt werden, auch wenn eine standardisierte Vorlage verwendet wird. Das Protokoll thematisiert dann ein »klassisches Beispiel« für diese Form der Akzentuierung und signalisiert mit der Bezeichnung als »klassisch«, dass dieses Beispiel gut geeignet ist, um eine typische Form der Praxis in der beschriebenen Jugendmesse zu illustrieren. Das Protokoll wertet zunächst die ›herkömmliche‹ Weise, die Fürbitten als Teil der katholischen Liturgie vorzutragen, ab, aber – und das ist wichtig – nicht dem Inhalt nach, sondern nur im Hinblick auf die Form, wie diese

vorgetragen werden. Insofern die *Form* kritisiert wird, kann es eine für die Jugend passende Änderung oder Akzentuierung geben, die dennoch als legitime Variante der Liturgie betrachtet werden kann.⁹

Das eigentliche Problem an der herkömmlichen Art und Weise, die Fürbitten vorzutragen, wird nicht explizit geschildert, sondern nur durch den veränderten Tonfall ausgedrückt: Eine monotone, etwas stumpfe, und wenig lebendige Vortragsweise. Diese Vortragsweise scheint aber im Protokoll als gängige Variante angenommen zu werden, denn andernfalls müsste sie genauer erörtert werden. Die legitime Änderung in der Form dieses Elements der herkömmlichen Liturgie wird allerdings nicht konkret ausgeführt, sondern umschrieben mit den Worten »damit wird hier viel gespielt«. »Spielen« umfasst in gedankenexperimentellen Kontextvariationen eine Reihe von Bedeutungen, die aufschlussreich sind für die latente Struktur des Protokolls: Während ein Spiel kein Ernst ist, haben doch alle Spiele Regeln. Spielen kann etwas Unauthentisches haben, weil man etwas vortäuscht oder eine Rolle spielt. Spielen kann Freude machen, ist aber mehr als kurzweiliger Spaß. »Spielen« ist im Gegensatz zu »Experimentieren« oder »Ausprobieren« positiv besetzt; es hat etwas Lockeres, selbst wenn es auf strengen Regeln basiert. In der Wendung »mit etwas spielen« wird diese positive Konnotation jedoch teilweise reduziert: Man kann mit einem Gegenstand spielen (einem Spielzeug) oder mit Worten spielen, aber im übertragenen Sinn kann »mit etwas spielen« auch meinen, dass man »mit dem Feuer spielt« oder eine Person zum »Spielball« willkürlicher Entscheidungen macht. Die semantischen Felder »spielen« und »experimentieren« sind auffälligerweise im Diskurs über Jugendkirchen und Jugendinitiativen verbreitet (siehe unten).

Im Zusammenhang des Protokolls wird mit einem Element der Liturgie, nämlich den Fürbitten, »gespielt«. Auch wenn es im Protokoll nicht ausdrücklich thematisiert wird, verweist eine sequenzanalytische Untersuchung mit den oben angedeuteten Kontextvariationen und Lesarten darauf, dass dieses »Spielen« eine ambivalente Angelegenheit ist. Aus einer lockeren Variation eines klassischen Elements kann ein manipulativer Eingriff in das Grundgerüst des Gottesdienstes, die römisch-katholische Liturgie, werden und es ist unklar, wo genau die Grenze verläuft: Wie kann man mit einem Gebet (hier: den Fürbitten), »spielen«? Die Kritik an der herkömmlichen Form bezieht sich nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form, die demzufolge spielerisch verändert oder akzentuiert wird.

Dass es sich hierbei um ein gewisses Risiko handeln kann, wird im letzten Teil der Passage verdeutlicht, in der eine starke Zurücknahme des vorher Gesagten formuliert wird: Statt, wie zuvor, »viel gespielt«, heißt es jetzt, das könne es »auch

9 Ähnlich formuliert der Leiter einer weiteren untersuchten Initiative: »[...] weil wir [die katholische Kirche] ja vor allem den Leuten beigebracht haben, in den letzten Jahrzehnten, einer Form zu genügen, ein Verhaltensmuster abzuspielen, ohne es inhaltlich zu begründen« (Interview Veni!, Abs. 168; siehe auch Kap. 6).

schon mal« geben. All dies deutet darauf hin, dass das implizite Bezugsproblem des untersuchten Protokolls in der Art und Weise der Änderung der Liturgie besteht. Dies wird nicht ausdrücklich thematisiert, ist aber eine strukturelle Ermöglichungsbedingung der tatsächlich geäußerten, aufgezeichneten und protokollierten Kommunikation. Zu diesem strukturellen Bezugsproblem gehört auch die Frage, gegen was und wie man sich abgrenzt, wenn man betont, eine Initiative sei »anders«. Die durchgeführten Änderungen beziehen sich überwiegend auf die *Form*, das *Wie* des Gottesdienstes – und damit auch auf mediale und atmosphärische Faktoren – und sie erzeugen eine Positionierung und Abgrenzung gegenüber der herkömmlichen römisch-katholischen Liturgie.

An dieser Stelle lohnt es sich, den Blick etwas zu öffnen und Jugendkirchen im Hinblick auf ihre atmosphärische Positionierung gegenüber der traditionellen katholischen Liturgie in den Blick zu nehmen. Die sequenzanalytische Untersuchung eines Titelbildes des Buches *Experiment Jugendkirche: Zwischen Event und Spiritualität* (Hobelsberger 2003) bietet diesbezüglich Einsichten (Abb. 3).

Zur Methode der Bildsequenzanalyse finden sich in Kapitel 9.4 ausführliche Erläuterungen. Hier sei nur angedeutet, dass es, ähnlich wie bei der eben durchgeführten Textsequenzanalyse, das Ziel dieser Vorgehensweise ist, ohne Rückgriff auf fallspezifisches Kontextwissen (z. B. die Ausführungen im Handbuch *Experiment Jugendkirche*) die impliziten Strukturen eines dokumentierten sozial-räumlichen Arrangements zu rekonstruieren. Im Folgenden skizziere ich die Ergebnisse einer sequenzanalytischen Untersuchung.¹⁰

Die hier protokollierte Ausdrucksgestalt, d. h. das Cover des Buches, bearbeitet in ihrer Sinnstruktur einen zentralen Kontrast: Die simultane Realisierung von »Party« und »Kirche«, die textlich und damit explizit als »Experiment« adressiert wird.¹¹ Diesem Gegensatz sind weitere Kontraste untergeordnet, die aber im dargestellten sozial-räumlichen Arrangement nicht explizit thematisiert werden.

-
- 10 Ich danke den Teilnehmerinnen einer Analysegruppe um Silke Müller und Linda Hennig am Exzellenz-Cluster »Religion und Politik« der Universität Münster für die gemeinsame Analyse im Juli 2017.
- 11 Es ist durchaus denkbar, dass einzelne Menschen keinen Kontrast zwischen »Kirche« und »Party« empfinden (nach dem Motto: Gottesdienst ist schließlich eine Feier), aber in der Alltagswelt, aus der das Protokoll entstammt, befinden sich die beiden Begriffe in verschiedenen, häufig konträr angelegten semantischen Feldern: »Party« (säkular, individuell, jung, lebhaft etc.) vs. »Kirche« (religiös, kollektiv, alt, andächtig etc.).

Abb. 3: Cover des Buches *Experiment Jugendkirche*



Hobelsberger 2003

Es handelt sich um ein natürliches Protokoll, das sich als Titelbild einer Drucksache identifizieren lässt.¹² Auffällig sind das helle, farbige Licht, die tanzenden jungen Frauen sowie der typographisch ausfallen gesetzte Schriftzug »Experiment Jugendkirche«. Das Arrangement der tanzenden jungen Frauen kontrastiert jedoch mit den am oberen Bildrand zu erkennenden Orgelpfeifen, die zusammen mit dem farblich markierten Wortteil »Kirche« den Ort der Szene als gebauten Kircheninnenraum zu erkennen geben. »Jugend« und »Kirche« werden im Schriftsatz als getrennte Sphären markiert, während das protokolierte sozial-räumliche Setting eine Vereinigung beider Sphären – möglicherweise zu Lasten der einen oder anderen – zum Ausdruck bringt.

Während viele Einzelemente des protokollierten sozial-räumlichen Arrangements vor allem im Kontext von Partys, Disco, Musik und Tanz sinnvoll sind (Bewegung, Nebel, Licht), deuten weniger Elemente (die abgebildete Orgel sowie die Worte »Kirche« und »Spiritualität«) auf den Kontext eines religiösen (vermutlich christlichen) Raumes hin. Dass beides in der Alltagswelt, aus der das Protokoll stammt, nicht ohne Weiteres zusammengehört, wird vom Protokoll selbst ausdrücklich thematisiert im Begriff »Experiment«. Im Zusammenhang mit den

12 Es spielt dabei methodologisch keine Rolle, ob das Foto ›gestellt‹, nachbearbeitet oder ›unrealistisch‹ ist: Es ist als natürliches Protokoll eine Ausdrucksgestalt, die empirisch auffindbar ist und als Datum untersucht werden kann (zu methodologischen Überlegungen siehe Kapitel 9).

abgebildeten Menschen ist der Begriff des »Experiments« jedoch heikel: Mit Menschen zu experimentieren wirft ethische Fragen auf. Auch die Möglichkeit, dass es die tanzenden Frauen sind, die experimentieren, weckt möglicherweise bedenkliche Assoziationen. Außerdem sind in alltagsprachlichen Zusammenhängen mit dem Begriff »Experiment« oft auch bestimmte Vorstellungen oder Vermutungen verbunden, wie ein solches Experiment ausgehen könnte oder sollte: Man lässt Elemente miteinander in Kontakt kommen und erwartet oder beobachtet eine bestimmte Reaktion.

Wenn man den Begriff direkt auf das folgende Wort »Jugendkirche« bezieht, kann man »Experiment« als etwas Neues betrachten: Einen Versuch mit hoffentlich gutem, aber letztlich ungewissem Ausgang, etwas teilweise Gefährliches. Das Konzept »Jugendkirche« wird somit im Protokoll explizit als ungewöhnlich und risikant thematisiert. Es verweist darauf, dass es verschiedene Arten von Kirche gibt, beispielsweise »Seniorenkirche«, »Kinderkirche«, »Erwachsenenkirche«, die sich in irgendeiner Weise voneinander unterscheiden, sonst müsste man sie nicht sprachlich differenzieren. Der hier bearbeitete Fall der »Jugendkirche« scheint sich dabei durch seine besondere »experimentelle« Qualität auszuzeichnen. Der Untertitel »Zwischen Event und Spiritualität« bringt in sprachlicher Form zum Ausdruck, was auch das sozial-räumliche Arrangement zeigt. Jedoch ist die sprachliche Formulierung deutlich ausgewogener als das Foto; denn in letzterem bleibt von Spiritualität/Kirche im herkömmlichen Sinne nicht viel zu sehen.

So ist die Frage, ob es sich überhaupt um ein Protokoll *religiöser* Kommunikation handelt, keineswegs trivial – obwohl »Kirche« und »Spiritualität« explizit vom Protokoll thematisiert werden. Als mögliche Lesarten sind denkbar, (a) dass es sich um eine Aufführung einer Tanzveranstaltung in einem Raum handelt, der (zufälligerweise) auch mit einer Orgel ausgestattet ist; (b) dass es sich um eine Party in einem Kirchenraum handelt, bei der gerade mehrere junge Frauen einen mehr oder weniger synchronen, vielleicht vorher einstudierten Tanz tanzen; oder (c) dass ein Gottesdienst in einem Kirchenraum abgebildet ist, der sich außergewöhnlicher Liturgieformen, nämlich Tanz, bedient.

Die explizite Zuschreibung als »Jugendkirche« deutet – mit dem Wissen, dass in Kirchen oft Gottesdienste stattfinden – darauf hin, dass hier die Variante (c) abgebildet ist, die einen inhärenten Widerspruch mit sich bringt: Eine Handlung soll religiöse Handlung (=Gottesdienst) *bleiben*, und doch möglichst *anders* (=Party) sein.

Die liturgische Fachliteratur als fallspezifischer Kontext des untersuchten Protokolls thematisiert den Status der Jugendkirchen zwischen Experiment und Institution ebenfalls: So schreibt Ulrich Schwab (2006) mit Bezug auf das Buch von Hobelsberger (2003), dessen Titelbild hier untersucht wurde, dass »Jugendkirchen ihren ›experimentellen Status‹ verlassen« und als legitime Institutionen anerkannt werden (Schwab 2006, 30).

Diese einleitende Vignette zeigt, dass viele der Elemente im Trinity sowie im breiteren Diskurs der Jugendkirchen aus dem US-amerikanisch-evangelikalen Raum inspiriert sind und dass sie eine vorwiegend atmosphärisch realisierte Differenz zur ›Amtskirche‹ herstellen. Das bedeutet nicht, dass die genannten Initiativen sich in Form und Inhalt vollständig an einen nordamerikanischen Diskurs anpassen. Vielmehr ist es häufig die Form – das Wie der Präsentation –, die explizit als Identitätsmerkmal und Abgrenzungsmöglichkeit gegenüber den als herkömmlich wahrgenommenen Formaten der römisch-katholischen Liturgie thematisiert wird. Hier setzt der in diesem Buch entwickelte Atmosphären-Begriff an. Zuvor sind aber in den folgenden Kapiteln einige historische Hintergründe zu erläutern.

